



Stadt in der Stadt – der Erbacher Hof

Gedanken zur Baukonzeption des neuen Bildungszentrums von Lothar Willius

Das Wort „Konzeption“ ist ein Synonym von „Entwurf, Plan Denkmodell“. Das lateinische Verb ist concipere: „erkennen, begreifen, sich vorstellen“. Ich will darüber schreiben, welche Gedanken mir im Laufe der Jahre kamen, in denen ich an dieser Bauaufgabe gearbeitet habe. Diese Gedanken mögen dem Leser vielleicht etwas kraus erscheinen, so, wie auch das fertige Bauwerk manchem etwas kraus erscheinen mag. Aber ich hoffe, daß er, nachdem er meine Gedanken gelesen hat, dieses Bauwerk deutlicher, besser versteht. Ich will versuchen, die Gedanken in der Reihenfolge darzustellen, in der sie mir nacheinander bei der Arbeit kamen. Als die Aufgabe uns übertragen wurde, im Jahre 1971, war meine erste Erkenntnis: „Dies wird eine Stadt in der Stadt“.

Es war nicht die Vielfalt der Funktionen, die sich mir aufprägte. Vielerlei Funktionen lassen sich auch in einem Bauwerk vereinigen, das isoliert von der Umgebung einen einheitlichen, in sich geschlossenen Charakter hat und das keineswegs an eine Stadt denken läßt. Nein, es war die Wucht der alten Stadt, es war die Dichte der Straßen, der Häuser, der Kirchen des alten Mainz, die unmittelbar an diese Bauwerk anstoßen, die es geradezu bedrängen. Es war die Schönheit dieses alten Mainz, die Enge, die Winkeligkeit, das Auf und Ab der Traufen und Dächer, die mich bedrängten. Hier sollte sich dies alles, was man uns auftrag neu zu planen, einfügen – in diese geradezu „lebendige“ Fülle alter Hausgestalten und Baugebilde der Vergangenheit.

Sehr bald kam die Erkenntnis: Dies ist nicht nur ein „Einfügen“, dies wird wohl ein Teil der alten Stadt, ab auch mehr, es muß etwas Intensiveres, etwas Eigenes werden. Es wird eine „Stadt in der Stadt“. Nach diesem Erkennen kam das Begreifen – das Begreifen, Notieren, Skizzieren, das In-sich-selbst-Erarbeiten, gleichsam „Verinnerlichen“, wie denn diese historische Umgebung der alten Stadt einzubeziehen sei in das Neue, wie sie hineinwachsen müsse in den Erbacher Hof der Zukunft. Dieser stand ja noch nicht, nicht einmal auf dem Papier, nicht einmal in Gedanken.

Was stand, was sehr konkret vorhanden war, waren die Kapelle und die daran angebauten Flügel der Barockzeit. Sie waren eine Bindung – gottlob! Sie waren ein Kern, sie fixierten den alten „Hof“. Jedoch hinzuzufügen war mehr als etwa nur eine Schale zu diesem Kern. Hinzuzufügen war eine Lebendiges, ein viel größeres Gebilde, das seine Kraft nicht nur aus dem alten Hof entwickeln konnte, sondern aus sich selbst, aus eigenen Inhalten, aus einer eigenen Dynamik wachsen mußte.

Diese größere Gebilde, dieses Ganze – Altes und Neues zusammen – diese Stätte des Lernens und inneren Aufbaues, sollte nun aber auch als Ganzes ein „Hof“ werden – und zwar konkret: ein Hof mit einem neuen Tor an der Grebenstraße und einem neuen Tor am Mauritzenplatz. Dabei sollte das alte Tor des Erbacher Hofes an der Erbacherhofgasse erhalten bleiben, um den Kern in seiner Dimension erkennen zu lassen und um zu zeigen, wie klein der alte Hof war, wie zurückgezogen damals die Erbacher Mönche hier lebten.



So verdichtete sich bei mir der Gedanke einer „Stadt“; denn wie im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit man eine Stadt vergrößerte, indem man eine neue Stadt daneben baute, so auch hier. Und ich sah vor mir und sehe auch jetzt vor mir, wie dies Stätte von vielerlei Leben erfüllt sein wird; wie „öffentlich“ sie sein wird, wie man von der Grebenstraße zum Mauritzenplatz hindurch geht, nur um hindurchzugehen, zu einem anderen Ziel also, weil das Hindurchgehen Freude macht, weil es interessant ist, so wie man durch manche alte Straße geht, weil man deren alte Häuser ab und zu einmal wieder sehen möchte. Je mehr ich darüber nachdachte, welchen „Charakter“ dieses Bauwerk haben sollte, um so mehr gewann die Vorstellung des Hindurchgehens an Bildkraft. Ich sagte mir: man muß geführt werden, die Raumfolgen müssen mich lenken – wohin?

Zu den Treppen, zu den Sälen, zu den wichtigen Punkten des Hauses. Und unterwegs muß es möglich sein, daß ich abgelenkt werde, daß mein Blick hängen bleibt an einer Ecke, einem Vorsprung, einem Winkel, der mich veranlaßt, zu verweilen oder einen anderen Weg zu gehen, zu anderen Räumen. Es muß Überraschungen geben, unvorhersehbare Blicke nicht nur im Inneren, etwa von einem Flur, von einer Empore hinab in den Saal, Blicke auch nach draußen. Blicke besonderer Art, etwa auf die Kapelle, etwa auf den Dom, auf die Grebenstraße. Nicht der mechanische Ablauf der Wegstrecken, nicht die schnellste und geradeste Verbindung zwischen Speisesaal und Konferenzraum und Bettengeschloß ist Sinn und Ziel dieser Grundrisse. Gewiß, die Verbindungen müssen „funktionieren“, jedoch nicht wie in einem Betrieb, der auf rationelles Arbeiten ausgerichtet ist. Das Gehen in diesem Haus muß auch immer ein „Sich-Ergehen“, ein „Sich-Erbauen“ sein können.

Je mehr ich über diesen „Charakter“ des Neubaues nachdachte, um so deutlicher wurde mir auch, daß die Bau- und Hausformen der Umgebung, der alten Stadt hier hineingreifen müssen, ihr Fortsetzung finden müssen – jedoch nicht in deren Nachahmung, sondern in einer durchaus eigenen, neuartigen, heutigen Sprache. Dies war ohne Frage der schwierigste Teil der Aufgabe, auch der mühevollste. Es ging um folgendes: Die Menschen, die diese Häuser in den alten Straßen zu verschiedenen Zeiten und mit verschiedenen Absichten bauten, hatten niemals das Ziel, dies farbige Vielgestaltigkeit zu erreichen, die wir heute als „schön“ empfinden und bewundern. Das alles ist ungewollt, unbewußt so geworden durch vielerlei Einflüsse und Faktoren, die zusammenwirkten, die ab völlig andere waren, als die Faktoren, die unser heutiges Neubauen beeinflussen und bestimmen. Es galt nun, diesen Zustand des „Unbewußten“, „Ungewollten“ in der Architektur des Erbacher Hofes zu erreichen.

Über diesen Vorgang gibt es einen Aufsatz von Heinrich von Kleist: „Über das Marionetten-Theater“. Kleist erläutert ihn am Beispiel der Bewegung von Mensch, Tier und Marionette. Die Quintessenz der Studie: Ein Beobachter erkennt eine bestimmte Bewegung, eine bestimmte Haltung eines Knaben als „schön“. Er fordert den Knaben auf, die Bewegung, die Haltung zu wiederholen. Es gelingt nicht, obwohl dieser es mehrfach versucht und sehr bemüht ist. Das Bewußtsein ist zunächst nicht fähig, unbewußt Entstandenes in seiner Schönheit zu erreichen. Jedoch: nach unzähligen Üben, nach schließlichem Aufgeben des Wollens gelingt es in dem Augenblick, da keine Absicht, kein bewußter Wille mehr die Bewegung erzwingen will.



Das waren Gedanken, die mich bewegten. Wir müssen durch das Bewußtsein hindurchgehen, so daß wir wieder zu einem ungewußten Handeln kommen in den Dingen, die wir erreichen möchten.

Gewiß kann ein Bau nicht erstellt werden – insbesondere nicht ein solcher Bau wie dieser – , ohne daß jede Einzelheit genau gezeichnet und damit auch genau vorbedacht wird. Aber was mich im Laufe der Bauzeit bei meinen Baustellenbesuchen mehrmals überraschte, waren Durchblicke, Raumzusammenhänge, die ich auf meinen Plänen, auch im Modell, auch in meinen Vorstellungen noch nicht gesehen hatte, die im eigentlichen Sinne dieses heute bei Neubauten viel gebrauchten Wortes „ent-standen“ waren. So ist einiges von diesem Unbewußten, über das Kleist in Beziehung auf die Bewegung schrieb, auch in dieses Bauwerk eingeflossen. Auch hier herrscht Bewegung.

In der Tat – wenn man durch die verschiedenen Teile des Hofes geht, reiht sich Bild an Bild. Das „Bildungszentrum“ ist selbst ein „Gebilde“ geworden – ein gewachsenes, auch von Zufälligkeiten, von nachträglichen Wünschen des Bauherren, von Gefühlen beeinflusstes Gebilde.

Nicht die „ratio“ herrscht hier, viel eher entsieht die Assoziation zu einem naturhaften Werdeprozeß. Wenn man die Aufnahme auf der folgenden Seite sieht, denkt man an einen Hügel, der von Termiten aufgebaut wird.

Der Bau hat den Charakter eines „Spieles“. Johann Huizinga schreibt in seinem Buch „Homo Ludens – Vom Ursprung der Kultur im Spiel“ von den Spielformen auch in der Kunst, in der Musik, im Tanz, in der Liturgie. Seine Darstellungen gelten auch für die Architektur.

So ergab sich für meine Tätigkeit als Architekt ein einmaliger Glücksfall, ein Werk zu bauen, das in seiner Verflechtung von Altem und Neuem von unterschiedlichsten Inhalten – von Kirch bis Küche – von Garage bis Gasträumen, von Akademie bis Konferenzen – zugleich höchste Anforderungen stellte an einen künstlerischen Antrieb, der nicht frei, sondern eingebunden war – in die Form dieses Hofes.



Zur Neugestaltung der gotischen Kapelle und der benachbarten St. Bernhard - Kapelle

Die gotische Kapelle ist die Mitte des neu entstanden Erbacher Hofes. Wie ein Edelstein in einer Fassung steht sie mit ihrem gotische Maßwerk, ihren spitzen Giebeln, ihren Strebepfeilern zwischen den einfachen Satteldächern, den Traufgesimsen und nüchternen Fensterreihen der Hofhäuser – nicht aufdringlichen, aber erkennbar deutlich. Wenn man durch das Tor den Hof betritt und sich umschaute, sieht man: dort, das ist der Raum des Gottesdienstes, der Ort des Altars. Dort, dieser Bau, das ist die historische Substanz – Jahrhunderte alt. Um ihn schart sich alles Neue, Bildung und Kultur, Tagungen und Öffentlichkeit, Informationen und Gesellschaft. Dort oben, die Kapelle, ist der Kern, dort ist der Raum des Gebetes, der Stille, der heiligen Feier.

Was in der äußeren Baugestalt erkennbar ist, wird im Inneren noch gesteigert. Hier erlebt man die Jahrhunderte als wirksam, sieht die Zeit als faßbare Dimension. Hier entdeckt das Auge, wenn es über die teppichartigen Malerei der Sockelzone nach oben blickt, die Reste verblaßter Fresken, sucht und findet, erkennt den Auferstandenen, das „Noli me tagere“, die Heiligen Drei Könige. Eingefügt sind diese Fresken in ein strenges dreijochiges Gewölbesystem mit achsialer Ausrichtung eines Ost- und Westfenster, die beide in ihrer spitzbogigen Form mit den Gewölbemitteln zusammenstimmen.



Die St. Bernhard-Kapelle

Die Planung und der Bau der gotischen Kapelle und der benachbarten St. Bernhard-Kapelle waren eine der interessantesten Aufgaben meiner Praxis als Architekt. Beide Räume sind bedingt und in ihrer Lage bestimmt durch die alten erhaltenen Bauteile. Die St.-Bernhard-Kapelle war fixiert in dem barocken Teil neben der gotischen Kapelle. Beide Räume gehören zusammen, ergänzen einander in ihrer liturgisch-gottesdienstlichen Funktion, sind verbunden miteinander durch eine vom alten Bauwerk her festliegende, sehr kleine Türöffnung. Sie sind also verknüpft und zugleich getrennt und haben für ihre Gestaltung im Inneren – ebenfalls durch den Altbau bedingt – ganz unterschiedliche Voraussetzungen.

Faszinierend für mich, wie im Laufe der Planung diese Voraussetzungen zu zwingend verschiedenartigen Formen führten, die einander ergänzen und die bei aller Deutlichkeit der Trennung die beiden Räume zu einer liturgisch-gottesdienstlichen Einheit werden ließen.

Die St.-Bernhard-Kapelle war bestimmt in ihren Proportionen, in der Höhe des Fußbodens, der Decke, in Breite und Länge. Sie war ein Raum ohne alle Voraussetzungen für die Proportionen und Formen einer „Kirche“ – viel eher geeignet als nüchterner Versammlungsraum. Aber eben dies ist er nicht; er ist der Raum der liturgischen Feier und des Gebetes, und zwar für alle, die im Bildungszentrum bei Konferenzen, Tagungen, Kongressen für kurze Zeit zusammen sind. Der Raum ist gelagert, er dehnt sich in der Horizontalen, er ist weit. Sein Charakter ist bestimmt durch die Vielzahl der Menschen, die alle um den Tisch des Herrn versammelt sind. Wenn man diese „große Kapelle“ betritt, so soll man nicht nur spüren, sondern sehen die vielen in Spannung zum Altar Sitzenden – auch wenn niemand anwesend ist. Dar war mein Gedanke – so erschloß sich mir die Planung.

Der Charakter der „gotischen“ Kapelle ist bestimmt von der Strenge der Gewölbegliederung, der freudigen Farben. Betritt man die gotische Kapelle, so sind die Menschen zunächst ganz unwichtig. So ist ihr Gestühl leicht, durchsichtig angepaßt an die Wände. In der St.-Bernhard-Kapelle muß das Gestühl die Versammlung aller derer suggerieren, die hier eine Gemeinde sind – eine Gemeinde „auf Zeit“. Alle die tagsüber irgendwo in den vielerlei Räumen des Hauses sich begegnen, zuhören, lernen, diskutieren, wohnen, kommen hier zur Feier des Gottesdienstes zusammen, vergleichbar einer Dorfgemeinschaft, die aus vielen Häusern und Höfen in die Kirche zum Gottesdienst kommt. Die gotische Kapelle und die „Große Kapelle“ sind in ihren vom Altbau her gegebenen Raumproportionen Gegensätze.

Die gotische Kapelle weist nach oben. Sie ist ein zum Raum vergrößerter Reliquenschrein. Demgegenüber weist die St.-Bernhard-Kapelle in die Breite. Ihre Proportionen sind liegend, waagrecht.

Alle scharen sich um den Tisch der Eucharistie. Er ist die wichtige Mitte. Um ihn laufen die Stühle in Kreislinien wie Wellen um einen Stein, der in stilles Wasser geworfen ist.



Alles ist dunkelfarben: die Decke, der Tisch selbst, der sich in seiner Dunkelheit zur Decke verbindet, die Sedilien, der Ambo, das Gestühl. Der Tisch steht auf einem Teppich – nur das Sinnbild eines Podestes – nur durch diesen Teppich abgehoben vom Boden des Saales. Strahlend hell aber, nämlich Bergkristall, Silber und geschliffenes Aluminium, sind das Standkreuz und die liturgischen Gefäße: Kelch, Patene und Leuchter.

Beherrscht wird der Raum von dem dreigeteilten Wandteppich hinter dem Altar. Das Mittelbild stellt den brennenden Dornbusch dar – Sinnbild der flammend leuchtenden Gegenwart Gottes. Der Strauch brennt, aber er verbrennt nicht. Das linke und das rechte Bild zeigen das Gottesvolk unter dem Gesetz, ergriffen vom Geist, und beim Einzug in das himmlische Jerusalem. Diese „Tryptichon“ aber ist nicht das letzte Ziel des Raumes. Das Ziel ist immer die um den Altar versammelte Gemeinde. Die beiden Räume, die in ihrer Bauzeit Jahrhunderte voneinander getrennt sind, die nun in unserer Gegenwart im Gottesdienst zusammengeführt werden, erschließen sich gegenseitig. Aus der „Großen Kapelle“ führt der Weg durch eine schmale Pforte über drei Stufen in die Tiefe zum gotischen Raum. Ist man durch die Pforte gegangen, so weitet sich der Blick nach oben – der neue Raum ist hoch und farbig – er ist streng geordnet im Rhythmus der Gewölberippen. Man hat den „Schrein“ betreten, in dem das Allerheiligste aufbewahrt ist. Aber aus der Stille der Anbetung und der gottesdienstlichen Feier in der leinen Gruppe weist der Weg immer wieder zurück in die große Gemeinde.